

Schwierigkeit, die den Aufenthalt des jungen Waldstein an der Hochschule zu Altdorf in Zweifel ziehen; denn es läßt sich sonst kein anderer Fall nachweisen, daß Waldstein früher einmal eine Vorliebe oder ein Wohlwollen für die Universität bekundet habe; daher ist dieser Brief Nößlers ein neues Argument dafür, daß kein anderer Waldstein als der Herzog von Friedland die hohe Schule in Altdorf frequentiert habe. Trotz des schmeichelhaften Briefes, den die Universität an Waldstein richtete, erhielt Nößler die Freiheit nicht, doch wurde er vom Friedländer ehrenvoll behandelt und mit einer goldenen Kette von hohem Werte beschenkt. Erst nach der für Waldstein unglücklichen Schlacht bei Lützen machte er sich selbst frei und kehrte nach Altdorf zurück.

Damit haben die Beziehungen Waldsteins zu Altdorf ihren Abschluß gefunden. Sein Andenken aber ist bis auf diesen Tag im Städtchen lebendig geblieben. Wenn wir durch die Straßen Altdorfs wandern, dann begegnet uns auf Schritt und Tritt der berühmte Name; denn verschiedene Geschäftsfirmen haben sich den Beinamen „Zum Wallenstein“ zugelegt; wir möchten lächeln, wenn wir diese Bezeichnung auch an einer Konditorei lesen.

Ganz besonders wurde die Erinnerung an Waldstein wieder aufgefrischt durch das von Franz Dittmar in Nürnberg verfaßte historische Schauspiel „Wallenstein in Altdorf“, das seit dem Jahre 1894 während der Sommermonate in dem architektonisch schönen Hof des ehemaligen Universitätsgebäudes wiederholt aufgeführt wurde. An den Säulen des Hauptgebäudes ist eine große Bühne errichtet, auf der der spätere kaiserliche Generalissimus als Student neben seinem rumorsüchtigen Freund Sebisch und zwanzig anderen Musensöhnen auftritt. Außerdem erscheinen auf der Bühne der Rektor Laurellus, der Prorektor König, der Student und nachmalige Rektor Nößler, sowie der Senat der Universität in Amtstracht, vor ihnen her der Pedell mit Stab und Schlüsselbund, der Altbürgermeister Böheim mit der Bürgerwehr und der von den Studenten schwer geprüfte Professor Schopper; ihnen reihen sich malerische Gruppen von Bürgern und Bürgersfrauen, Mädchen und Knaben an; auch Waldsteins Pudel geht über die Bretter um in der bekannten Karzergeschichte seine legendäre Rolle zu spielen. Das Stück bietet ein Zeit- und Sittenbild, das in hohem Maße das Interesse des Zuschauers in Anspruch nimmt.

Das war und ist Wallenstein in Altdorf.

Volksglaube, Sitte und Brauch am Christabend im Waldsteingebiet

Ein Beitrag zur Volkskunde von Lehrer P. Zahlaus, Walpenreuth, Oberfranken

Der Christabend steht am Anfang der sogenannten Zwölf Nächte die unseren Vorfahren besonders heilig waren als die Zeit der Wintersonnenwende, des Festes des wieder siegreich durchbrechenden Lichtes. Da versammelten sich die germanischen Sippen zu festlichen Gelagen und selbst die Götter schmausten und zeichten in ihrer Himmelsburg Walhall. Bank, Streit und jegliche Arbeit ruhte, damit die heiligen Tage nicht entweiht würden. Auch noch in späteren Jahrhunderten, als schon längst

der Klang der Kirchenglocken durch die deutschen Gau^e hallte, blieb diese Zeit eine heilige — hatte sie doch ein Beschlüß der Synode zu Tournus ausdrücklich als solche anerkannt. Das Fest der Wintersonnenwende aber war zugleich das Seelen- und Totenfest, welches erst nach dem Eindringen des Christentums auf den Allerseelentag verlegt wurde. Die Germanen glaubten nämlich, daß in dieser Zeit, da alles Leben in der Natur erstorben zu sein scheint, Wotans Seelenheer, das Wütende oder wilde Heer genannt, sein Unwesen treibe. Für die Seelen der Verstorbenen, die in den brausenden Winterstürmen wiederkehrten, wurden große Festgelage abgehalten, bei welchen für die Geister besondere Tische gedeckt wurden, um sie, soweit sie Schlimmes im Schilde führten, zum Guten zu stimmen und so ihrem verderblichen Wirken zu steuern. Konnten doch die Abgeschiedenen sowohl Glück als auch Unglück bringen! Darum waren schon in ältester Zeit diese Tage Schicksalstage, an denen man entweder ängstlich mied, nach angebrochener Dunkelheit das Haus zu verlassen, um unliebsamen Begegnungen auszuweichen oder an denen man durch allerlei Abwehrgebräuche den Dämonen und Kobolden gegenüber Herr zu werden suchte und unter anderem glaubte, durch Umzüge, Lärmen und allerlei Mummenschanz die Bösen verscheuchen zu können.

Die meisten Sitten und Bräuche dieses altgermanischen Winterfestes sind natürlich auf das christliche Weihnachtsfest übergegangen. Die deutsche Bezeichnung „Weihnacht“ tritt erstmals im 12. Jahrhundert auf als „Zeit ze den wihen nahten“ = zu den heiligen Nächten; später „diu wihe naht“ = die geweihte Nacht. Daß die Bräuche schon auf den Vorabend des Festes, den „Heiligen Abend“ treffen, hat seinen Grund darin, daß unsere Vorfahren nicht nach Tagen sondern nach Nächten, also von Abend zu Abend rechneten. Der Vorabend eines Tages wurde demnach schon zum folgenden gezählt.

Zum Mittagessen am Weihnachtsabend gibt es in unserer Gegend stets Heringe, denn die Hauptmahlzeit ist erst „das Nachtessen“. Die Köpfe der verzehrten Heringe wurden in früherer Zeit aufgehoben — vielfach sogar an die Stallwände genagelt — denn sie galten als wirksames Heilmittel bei allerlei Krankheiten des Vieches. Besonders gute Wirkung schrieb man ihnen zu beim Kalben der Kuh; wenn sich „die Kuh net schee macht“ (nicht schön macht, d. h. wenn die Nachgeburt nicht kommt), so sollten einige „eingegebene“ Heringsköpfe schnell zu dem gewünschten Erfolge verhelfen.

Wenn sich die Dämmerung auf die winterlich stille Flur niedersenkt, muß der Flachsrocken abgesponnen sein, denn das Spinnrad bleibt von nun an bis zum Tage der heiligen Drei Könige unberührt in der Stubenecke stehen und nur in diesem Falle wird die nächste Flachsrente gut ausfallen. In germanischen Zeiten durchzog in dieser Nacht Frigga, auch Berchta oder Frau Holle genannt, das Land, besuchte die Spinnstuben und strafte die Mädchen, die ihren Rocken nicht abgesponnen hatten.

Zeitiger als gewöhnlich beginnt an diesem Tage der Bauer mit der Stallarbeit, die bis zum Anbruch der völligen Dunkelheit getan sein muß. Das Vieh wird reichlicher gefüttert als dies sonst der Fall ist; denn es soll auch am kommenden Morgen in den Barren noch Futter haben, wenn es im neuen Jahre daran nicht mangeln soll. Die Tiere mußten früher nach uraltem Herkommen zwölferlei Futter erhalten, nämlich Körner von allen Getreidesorten, die der Landwirt baut und mit Kleie vermischt,

die Kräuter, die man am Johannis tag gesammelt und gedörrt hat: „Khannabluma“ (= Johanni blume oder Wohlverleih, arnica montana), „Khannakraut“ (Johanniskraut, Hypericum perforatum), „Pantöpfelchen“ (= Hornflee, Lotos corniculatus) und „Kummela“ (= Feldquendel oder Feldthymian, Thymus serpyllum). Zweifellos sollten diese Kräuter das Vieh gegen den Zauber böser Geister schützen.

Ist die Fütterung beendet, wird der Stall peinlich sauber gefehrt; wenn man damit fertig ist, muß man nochmals „Drei Striche mit dem Besen reinwärts fahren“.

Unterdessen hat die Bäuerin im Ofen, der an diesem Abend mit dreierlei Brennmaterial geheizt werden muß, das „Nachteffen“ aufgestellt und die Blumenstücke auf den Fensterbrettern vom Blaize gerüft, damit sie nicht verdorren, sowie die Kartoffeln und Rüben im Keller „angerührt“, um sie vor dem Verderben zu bewahren — ebenfalls Mittel gegen Geisterwerk.

Zündete man dann in alten Zeiten die Lampe an, so fuhr man mit dem Streichholz „dreimal über den Docht“. Sah man dann an der Wand den Schatten seines Kopfes nicht, so glaubte man, im neuen Jahre sterben zu müssen. Aehnlich ist folgender Brauch: Nach dem Abendessen zündet der Hausvater einen Holzspan an und leuchtet damit das Zimmer ab. Sollte von einem der Anwesenden der Schatten seines Kopfes nicht zu sehen sein, so muß dieser Mensch nach Volksglauben sterben.

Man hütet sich ferner, am Weihnachtsabend das Licht aus der Stube zu tragen, denn es könnte dabei ausgehen und dann müßte dies einer der Familienangehörigen mit dem Tode büßen. Es wird überhaupt nach Möglichkeit vermieden, das schützende Haus zu verlassen, da man fürchtet, „ein Gepest zu sehen“ — ein Nachklang des Glaubens, daß in der Heiligen Nacht alle Geister los und ledig seien. Wer sich aber notwendigerweise ins Freie begeben muß, der darf, falls er angerufen oder angesprochen wird, keine Antwort geben und sich nicht „nach der Stimme umschauen“.

Nach getaner Arbeit setzte man sich zum Abendessen. Früher mußte es am Weihnachtsabend — wie an allen Heiligen Abenden — neuerlei Speisen geben. In uralten Zeiten sollen dazu noch zwölferlei Suppen gekocht worden sein. Die Speisen mußten in solch reichlicher Menge auf den Tisch kommen, daß möglichst viel davon übrig blieb; dann litt man im kommenden Jahr keinen Mangel an Nahrung. Die Reste — in früherer Zeit zweifellos sämtliche Speisenreste, heute nur noch Knochen und Kerne von Steinobst (besonders von Zwetschgen) und sonstige Abfälle — darf man nicht unter den Tisch werfen, sondern sie werden nach Beendigung der Mahlzeit in das Tischtuch gebunden, und auf eine Ecke des Saatfeldes, das sogenannte „Somaed“ getragen, wo sie „unbeschrien und unbefehn“ unter dem Gebet eines Vaterunser in den Wind gestreut wurden, damit „die Wetter nicht schlagen“ und die Saat nicht unter Hitze und Frost zu leiden habe. Vielfach schüttete man einen Teil des Tuchinhalts auch an die Obstbäume, die außerdem noch gedüngt und gegossen wurden, um eine gute Obsternate zu erzielen. Wenn man nach dem Ausstreuen dieser Speisenreste aufmerksam „in den Wind horcht“, so soll man hören, was einem die Zukunft bringen wird. Dieser Brauch ist zweifellos der letzte Rest des Opfers an die im Wintersturm wandernden Seelen, gebraucht man doch an manchen Orten dafür sogar den Ausdruck „Windgeister füttern“!

Heutzutage gibt es von den neunerlei Speisen, die früher aufgetragen werden mußten, nur noch vier: Kartoffellößle, Sauerkraut, Schweinbraten und Zwetschgen.

Gerne begibt man sich in der Christnacht ins „Horchten“. Man geht meistens allein; sind aber mehr Personen, so müssen sie hintereinander gehen, die älteste voran. Man geht „unbenannt“ und ohne daß man dabei lachen, ja nicht einmal sprechen oder husten darf, auf einen Kreuzweg, über den „Freud und Leid“ zieht, rißt dort einen Kreis in den Boden, bzw. in den Schnee, stellt sich in diesen und wartet der Dinge, die da kommen. Um zwölf Uhr erscheinen nach Volksglauben die verschiedensten Gestalten: Teufel, Hexen, weiße und feurige Geister, Reiter, Hunde u. a. m., laufen um den Kreis und verschwinden. Immer, wenn eine Erscheinung vorüber ist, folgt die andere nach. Diese gespensterhaften Gestalten verkünden dem Harrenden, was er wissen möchte. So kann man erfahren, was das kommende Jahr an Freude oder Leid bringt. Den Kreuzweg darf man aber nicht vor der Mitternachtstunde verlassen, sonst fügen einem die Geister Böses zu.

Ein weiterer Brauch in der Christnacht ist das „Tischhendecken“, das in jeder Heiligen Nacht von Erfolg begleitet sein soll. Dazu braucht man zwölf „Posten“: je ein Gefäß mit hellen und trübem Wasser, ein Stück schwarzes und weißes Brot, einen Fingerhut voll Salz, einen Fingerring, ein Kränzchen, eine Puppe, ein „Wanderbündel“ (wie es die Handwerksburschen tragen), einen Erbschlüssel (=geerbter Schlüssel, der in Sage und Brauch des Fichtelgebirges eine große Rolle spielt), ein Gesangbuch und ein Stückchen Kohle oder ein Häufchen schwarze Erde. Diese Dinge werden auf die Tischplatte verteilt; dann muß man mit verbundenen Augen dreimal um den Tisch gehen und hierauf nach den Gegenständen greifen. Erfäßt man das Gefäß mit dem hellen Wasser, so wird man im kommenden Jahr Freude haben, während das trübe Wasser Traurigkeit bedeutet. Das Weißbrot verheißt, daß man in die Stadt ziehen wird, das schwarze dagegen, daß man ein Bauer, bzw. eine Bäuerin wird oder bleibt. Wer das Salz „erwischt“, wird viel Hader erleben; der Ring bedeutet eine Verlobung, der Kranz eine Hochzeit und die Puppe Kinderseggen. Wer nach dem Wanderbündel greift, wird in die Fremde ziehen und wer den Erbschlüssel erwählt, darf eine Erbschaft erwarten; wer das Gesangbuch nimmt, wird fromm werden — wer aber die Kohle oder schwarze Erde ergreift, wird Trauer erleben, wenn nicht selbst sterben.

Weit verbreitet ist das Orakel des Bleigießens, das auch in der Andreas- und Silvesternacht geübt wird. Die Figuren, die sich bilden, wenn das fiedende Blei — meist durch den Ring eines Erbschlüssels gegossen — im kalten Wasser erstarrt, gelten als Andeutung der künftigen Ereignisse.

Beliebt ist auch das „Schlappenschmeißen“. Ghe die „jungen Leut“ die Stube verlassen, um sich zu Bett zu begeben, stellen sie sich mit dem Rücken gegen die geöffnete Zimmertüre und werfen auf diese zu einen Pantoffel. Zeigt dieser zur Türe hinaus, so wird man im Laufe des Jahres „aus dem Haus kommen“, d. h. heiraten.

In der zwölften Stunde der Christnacht haben nach dem Volksglauben die Tiere die Gabe, in menschlicher Sprache zu reden. Wenn man sich unbemerkt in den Stall schleicht und sich dort versteckt, so kann man von

den Tieren erfahren, was das neue Jahr an Freud und Leid bringen wird. Davon erzählt man sich in unserer Gegend auch folgende Sage:

Ein Bauer setzte sich in der Mitternachtsstunde des Weihnachtsabends unter den Futtertrog, um zu „horchen“. Wirklich, als die Turmuhr zu den zwölf Schlägen aushob, vernahm er, wie sein Lieblingsstier zum andern sagte: „Im neuen Jahr müssen wir unsern Herrn zu Grabe fahren!“ Da wurde dem Mann angst und bange und er gedachte, der Vorsehung einen Streich zu spielen, indem er gleich in den nächsten Tagen seine Stiere verkaufte. Er erstand ein neues Paar, mit dem er aber nicht zufrieden war, sodaß er es wiederum vertauschte. Nun bekam er aber, ohne daß er es ahnte, sein erstes Paar wieder. Als der Märzwind ging, fing der Bauer an zu kränkeln, und als das Korn reiste, starb er. Nun wurde er doch von seinen eigenen Stieren auf dem Leiterwagen zum Friedhof gefahren, wie ihm in der Christnacht verkündet worden war.

Die letzte Arbeit am Weihnachtsabend ist in unseren Dörfern gewöhnlich das Schmücken des Christbaumes, welcher Brauch wohl auf die Ge pflogenheit unserer Vorfahren, zur Zeit des Festes der Wintersonnenwende das Heim durch frisches Grün — Tannen- oder Mistelzweige — zu zieren, zurückgeht. Die Bescherung findet meist in der Frühe des ersten Feiertags statt. Die schöne Sitte des Gebens und Schenkens, früher in unserer Gegend nicht heimisch, ergreift immer mehr Platz; es ist dies etwas vom guten Neuen, des man sich freuen soll. So wird auch auf dem Lande das Weihnachtsfest immer mehr zum Fest der frohen Gaben und Geschenke, zum Fest, das Überfluss spenden und an dem niemand traurig sein soll — zum Fest der Freude und der Liebe.

Weihnachts- und Neujahrsbräuche in Franken

Von Wilhelm Pfeiffer, Würzburg

Die hl. Kathrein hat am 25. November Geige und Harfe verstummen gemacht. Am Katharintag hat sich die liebe Jugend noch einmal froh im Tanze gedreht. Am 30. November haben die heiratslustigen Mädchen sehnsvoll den hl. Andreas gebeten, er möge ihnen doch zu einem guten, frommen Manne verhelfen:

„ob er häßlich oder schön,
ob er geistlich oder weltlich,
ob er jung ist oder ältlich,
ob's ein Junker, stolz und fein,
ob er arm, doch fromm dabei,
Sankt Andreas, zeig mir's an,
ob und wann ich hoffen kann,
Sankt Andres, ich bitte dich,
denk doch dieses Jahr an mich!“

Und nun ist der Dezembermonat da, die Zeit heimlichen Flüsterns und Wisperns, die Abende und Nächte geheimnisvollen Raunens, voll sonderbarer Mären. Im wohlig durchwärmten Zimmer hängt der Adventskranz, denn der Advent ist da, die Ankunft des höchsten Herrn und Heilands zu künden. Am 1. Adventssonntag schreibt man in Norddeutschland schon seine Wunschzettel ans liebe Christkind, bei uns im Süden gehen an den